

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 34 (1944)  
**Heft:** 27

**Artikel:** Aventura  
**Autor:** Berthoud, Dorette  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643733>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 24.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aventura

Roman von Dorette Berthoud • Übertragung von A. Guggenheim



Schweizer Feuilleton-Dienst

## Der Schiffsarzt.<sup>1</sup>

«Jawohl», sagte er, und zuckte seine massiven Achseln, «es muss verteuft schwer sein, sich die Unwissenheit und den Aberglauben dieser Leute dort vorzustellen, wenn man nicht eine Zeitlang unter ihnen gelebt hat!»

Der Schiffsarzt, ein sechzigjähriger Engländer, der aus einem sorgfältig rasierten Gesicht unter der karierten Stoffmütze hervorschaute, paffte aus seiner Pfeife und stützte seine Ellbogen auf das Geländer.

Mit der «Dunotar-Castle» von der Castle Mail fuhren wir vom Kap nach Lissabon zurück. Der alte Kasten hatte etwa zweihundert Passagiere erster Klasse an Bord und lief seine siebzehn Knoten in der Stunde.

«Und dabei hat sich seit den letzten fünfzig Jahren schon allerlei geändert», fügte der Doktor hinzu. «Genauer gesagt: seit die Goldminen in Transvaal entdeckt worden sind. Passen Sie auf. Anno 1886 gab es in Johannesburg — man nannte es damals noch ‚Ferreira's Camp‘ — nur einige Zelte von Diggern<sup>2</sup>. 1895 zählte der Ort bereits 50 000 Einwohner: Europäer, Engländer und Buren. Jetzt sind es nahezu eine Million. Es fehlt heute weder an Palacehotels, Warenhäusern, Golfplätzen, Theatern mit der neuesten technischen Bühneneinrichtung, Filmateliers, kurz, an keiner der Errungenschaften, die eine Stadt wie Johannesburg den europäischen oder amerikanischen Weltstädten gleichstellen könnte. Und trotzdem sieht man jetzt noch öfters in den schnurgeraden Avenuen des fortschrittlichen Minenzentrums einen altmodischen Planwagen, der, aus einem weit abgelegenen Distrikt kommend, von sechzehn oder zwanzig Ochsen gezogen daherrumpelt, eines jener Ungetüme, wie sie die Buren der Kapkolonie für ihre Auswanderung nach dem Norden im vorigen Jahrhundert hergestellt haben, und wie sie auch heute noch von vielen der konservativeren Transvaal-Farmer für ihre ausgedehnten Reisen oder für den Warentransport benützt werden. An dem Karren vorbei gleiten geräuschlos und schnell die herrlichen Limousinen der Gold-Könige. Dieser Kontrast charakterisiert das Land. Und viele andere Kontraste gibt es noch, über die sich heutzutage niemand mehr aufhält. Man bewegt sich in einer Welt voller krasser Anachronismen, toller Gedankensprünge, Fehlgriffe und Ungehörigkeiten. Nichts erscheint als unmöglich; was sich die glühendste Phantasie an merkwürdigen und erstaunlichen Dingen überhaupt ausmalen kann, reicht niemals an die Wirklichkeit heran.»

«Aber die Eisenbahn durchquert doch jetzt den Transvaal in allen Richtungen!» warf ich ein. «Vorzügliche Strassen sind für den Verkehr erbaut, Telephon, Elektrizität und Radio funktionieren überall...»

«Überall? Hm. Noch weiss ich — und freue mich darüber — von ungeheuren, einsamen Strecken Landes auf dem Hochplateau, an die ich fortwährend denken muss,

wenn ich mich im übervölkerten Europa aufhalte. Im übrigen gebe ich zu, dass die Besitznahme durch die Engländer und die modernen technischen Errungenschaften das Leben auf den Burenfarmen, selbst auf den abgelegensten, vollkommen umgewandelt haben. In den entfernteren Distrikten wird heute jedes einzelne Kind von Staats wegen mit einem zweirädrigen Leiterwagen und einem Eselchen ausgestattet, damit es zur Schule fahren kann. So etwas gab es vor fünfzig Jahren noch nicht, müssen Sie wissen. Und ich kann von all dem erzählen, denn dort unten habe ich den grössten Teil meiner Jugendzeit verbracht.»

«In welcher Gegend?»

«Zuerst in Pretoria, dann weiter oben im Norden, im Elefantental. Ich war Stallknecht. Oh! Bei sehr braven Leuten, was aber nichts daran änderte, dass sie roh, alltäglich und unwissend geblieben sind... Die Originalität des Buren rührt nämlich davon her, dass er sehr wenig von europäischem Wesen beibehalten, jedoch in Afrika die Haltung des weissen Mannes bewahrt hat. Er ist gütig und grausam in einem, stolz und gefühllos, lässig und arbeitsam, einsichtig und beschränkt, fügsam und gleichzeitig von einem wilden Unabhängigkeitsdrang besessen. Man sagt, er sei mutig und kühn; indessen habe ich Buren gekannt, die sich erschreckend feige zeigten. Diese braven Leute folgen im allgemeinen einer rauen und strengen Lebensauffassung, die ihnen vom calvinistischen Glaubensbekenntnis vorgezeichnet ist; dabei kommt aber das hitzige Naturell des Halbwilden immer wieder zum Durchbruch. Wirklicher Edelmut gesellt sich bei ihnen sehr oft zu lächerlichem Aberglauben und zu Bigotterie.»

«Wie sonderbar!»

«Wenn die Christenmenschen in sich konsequent wären, so hätte ihr Bekenntnis, schon eine gute Weile her, die ganze Welt erobert.»

Der Doktor fuhr fort:

«Wie Sie zweifellos wissen, war die Kapkolonie im siebzehnten Jahrhundert in holländischem Besitz, und 1652 wurde die Verwaltung seitens der Regierung an die Niederländisch-Indische Kompagnie übertragen. Zu den Siedlern gesellen sich nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes etwa dreihundert Hugenotten und Waldenser aus dem Piemont, die aus Frankreich nach den Niederlanden geflüchtet waren; die Kompagnie hatte ihnen Land in Südafrika angeboten. Daher erklärt es sich, dass man heute noch so viele Namen, französisch klingende Namen wie Du Plessis, De Villiers, Joubert, Théron, Jourdan oder Malan, in Verbindung mit holländischen oder englischen Namen findet. 1815 ging dann die Kapkolonie an Grossbritannien über. Mehr als 10 000 Buren beschlossen, aus Unzufriedenheit über die Abschaffung der Sklaverei — die Grundbesitzer behaupteten, durch die ungenügende Entschädigung benachteiligt worden zu sein —, sich der Fremdherrschaft zu entziehen und nach dem Norden auszuwandern. Sie gründeten 1836 den Oranje-Freistaat, 1849

<sup>1</sup>) Die Erzählung beruht auf Tatsachen; nur die Einzelheiten sind erfunden.

<sup>2</sup>) Diamantengräber.

die Transvaal-Republik. Diese Auswanderung hat man den «Grossen Trek» genannt. Ich betrachte sie als eine anerkanntswerte Pioniertat ähnlich derjenigen der «Mayflower»-Pilger.

In meiner Kindheit — ich spreche jetzt von den Jahren 1880 bis 1890 — war die Unabhängigkeit der beiden jungen Staaten bereits durch die englische Regierung anerkannt, und der Hass zwischen Engländern und Buren hatte sich gelegt. Viele unter ihnen hatten gemeinsam gegen die Zulus, Schulter an Schulter, gekämpft und brachten einander als Waffenkameraden Achtung entgegen. Aber dann kam die Entdeckung der Goldminen, durch die die Habgier Englands angefacht wurde. Der berühmte Jameson-Raid hat die Dinge vollends verderben.

Kurz vor Ende des Jahrhunderts brach der Krieg zwischen Engländern und Buren aus. Trotz aller Wunder an Tapferkeit wurden die Bauernsoldaten zermalmt und, wie Sie sich erinnern, ihre Länder von Grossbritannien annektiert. Richtig betrachtet, ist dies alles zu ihrem Vorteil ausgeschlagen. Ich glaube, heute sind sie froh darüber.»

«Sie haben den Burenkrieg mitgemacht?»

«Jawohl, als Arzt, aber auf Seite der Buren, mit in England erworbenen Kenntnissen. Es war für mich eine etwas sonderbare Situation. Ich hatte in London studiert, in der Absicht, nach dem Transvaal zurückzukehren und dort die Unglücklichen ärztlich zu betreuen, die damals noch der Behandlung der schwarzen Medizinmänner, der Quacksalber und der berühmten «Kankerdokters» ausgeliefert waren.»

«Kankerdokters»? rief ich aus. «Was ist denn das?»

«In der Burensprache die Bezeichnung für gewisse Kurfischer, die behaupten, den Krebs heilen zu können.»

«Ist denn der Krebs dort unten stark verbreitet?»

«Er tritt sehr häufig auf, ja. Besonders bei den Frauen, ob weissen oder schwarzen. In gewissen Gegenden erliegt ein gutes Drittel, wenn nicht sogar die Hälfte der Bevölkerung, der verheerenden Krankheit.»

«Kennt man ihre Ursachen? Ist es Erblichkeit oder das Klima?»

«Erblichkeit? Nein. Obwohl der Glaube daran oft ganze Familien in Angst versetzt, scheint sie in Wirklichkeit nur eine sehr unbedeutende Rolle zu spielen. Auch die Annahme einer besonderen Anfälligkeit oder einer Art Veranlagung zum Krebs hat keinerlei wissenschaftliche Grundlage. Möglich, dass gewisse Schmarotzer beim Menschen — wie bei den wirbellosen Tieren — Geschwüre hervorrufen. Vielleicht wird auch durch ungenügende Hygiene oder durch die allzu feuchte Sommerhitze die Entwicklung von gewissen Mikroben und in der Folge die Ansteckung begünstigt. Man behauptet heute, dass die geologische Formation des Bodens ebenfalls einen lebensgefährlichen Einfluss auf den menschlichen Organismus ausüben kann. Im Transvaal präsentiert sich die Krankheit als unerbittliche und schnell hereinbrechende Katastrophe, weil man sie nicht früh genug aufspürt. Es sind keine Ärzte da, oder vielmehr, früher gab es keine. Der Aberglaube im Volk und die Behandlung durch die Quacksalber verschlimmerten die Verheerungen des Krebses um ein Vielfaches.»

«Haben denn diese Kankerdokters dann und wann Heilerfolge zu verzeichnen?»

«Hie und da, ja. Mit Hilfe von Pflastern, von gewissen Reizstoffen, die sie aus Pflanzensäften ziehen, bringen sie allerdings den Oberflächenkrebs zum Verschwinden. Vor allem heilen sie den sogenannten falschen Krebs, das heisst die im Grunde genommen gutartigen Auswüchse und Wucherungen, und verfehlen natürlich nie, ungeheuer viel Aufhebens davon zu machen, während ein Arzt, der einen Krebs schneidet, nur von einem «Geschwür» spricht, um den Patienten nicht zu ängstigen. Gegen den wirk-

lichen Krebs, den im Inneren wuchernden, können die Kankerdokters nichts ausrichten. Sie ziehen sich dann aus der Affäre, indem sie erklären, das Übel sei eben nicht krebsartig.»

Der alte Engländer rückte die Mütze schief, um sein Gesicht durch den Augenschirm vor den Strahlen der untergehenden Sonne zu beschatten.

«Kann sein», begann er wieder, wie im Selbstgespräch, «dass sie oft mehr davon verstehen als wir Ärzte. Zum Beispiel las ich gerade heute morgen in der Zeitung, dass man kürzlich an der medizinischen Fakultät von Haward eine Substanz entdeckt hat, die den Krebs erstaunlich rasch hervorruft. Es handelt sich dabei um eine Kohlenwasserstoffverbindung, genannt Methylcloranthren, die man künstlich herstellt; bisher hatte man sie aus menschlicher oder tierischer Gallensäure destilliert. Der Zeitungsartikel hat mich an ein dramatisches Ereignis erinnert, dessen entsetzter Zeuge ich blutenden Herzens, vor nicht ganz fünfzig Jahren, habe sein müssen. Es war auf einer Burenfarm im Lydenburgischen...»

Er schwieg und blickte eine lange Weile traumverloren auf die gegen den Vorderstevan klatschenden Wogen, über welche die sinkende Sonne ihre blutroten Strahlen aussoss. In seinen Erinnerungen versunken, hatte er mir den Rücken zugewendet. Meinerseits bewahrte ich verständnisvolles Schweigen; doch meine Zurückhaltung schien ihn eher zu reizen. Er schob seine Mütze hin und her und warf mir, über seine grosse Brille hinweg, einen schiefen Blick zu.

«Hören Sie gerne zu, wenn man Ihnen erzählt?»

«Sehr.»

«Meine Geschichte wird etwas lang werden.»

«Um so besser.»

«Nun denn, heute abend werde ich sie Ihnen erzählen. Nach dem Diner.»

Er hielt Wort. Gegen neun Uhr trafen wir uns auf dem vorderen Oberdeck und machten es uns auf zwei nebeneinander gestellten Liegestühlen bequem. Das Kreuz des Südens funkelte friedlich an der Wölbung einer samtenen

## Ginjame Nacht

Erwin Schneider

*Ich möchte, mondverklärte Nacht,  
durch deine weiten Wälder ziehen,  
um dieser Unruh zu entfliehen,  
die meine Seele rastlos macht.*

*Lass mich durch jene Stille geh'n,  
wo nur die hohen Tannen rauschen,  
und wandernd in mich selber lauschen,  
um meine Seele zu versteh'n.*

*Lass mich allein sein, ganz allein  
mit meinen Wäldern und den Sternen  
und aus der stillen Allmacht lernen,  
auch im Entsagen froh zu sein.*

Aus dem im Verlag A. Francke, Bern,  
in erneuter Auflage erschienenen Gedichtbändchen  
„Aus meinen Stunden“.

Kuppel, tiefblau, fast schwarz. Ein Aroma von Honig, das der Pfeife des Engländers entströmte, blieb seither für mich mit seinem seltsamen Bericht verknüpft.

Gegen 1880, nur wenige Jahre nach seiner Verheiratung, entschloss sich mein Vater, ein einfacher Zimmermann aus Yorkshire, sein Glück in Südafrika zu versuchen. Er nahm meine Mutter und mich mit, und nach vielen Wechselfällen blieb er eines Tages in Pretoria stecken, wo er sich als Tischlermeister niederliess. Genauer gesagt: als Sargmacher. Als ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, verdingte er mich als Laufburschen an einen grossen jüdischen Händler der Stadt. Ich war nicht dumm, zeigte viel guten Willen und kam rasch vorwärts. Der Meister anvertraute mir einen Karren samt Maulesel, mit dem ich im umliegenden Distrikt kreuz und quer herumfuhr und vom Wägelchen weg alle möglichen Spielsachen, Haushaltartikel und landwirtschaftliche Werkzeuge verkaufte, wobei ich mein eigener Ausrufer war.

Als einige Zeit darauf sein alter Fuhrmann starb, nahm er mich auf seine Rundreisen in die weitere Umgebung mit. Mit siebzehn Jahren war ich also schon der Führer eines ganzen Wagenzuges geworden; es war der Zug des «smous», des burischen Hausierers. Ein solcher Zug setzte sich gewöhnlich zusammen aus einem grossen Wagen, der mit einer auf grosse Reifen gespannten und geteerten Plane bedeckt war und an den man drei oder vier Karren koppelte, die dann hinterher rasselten. Sechs Maulesel zogen das Ganze im Galopp dahin, auf den im Grase oft sehr undeutlich erkennbaren, holperigen Wagen Spuren.

Der grosse Vorderwagen, mit seinem Kasten von ungefähr fünf Meter Länge, ruhte auf dicken Holzstücken, die die Achsen umschlossen. Die Räder waren ziemlich dick, die Hinterräder höher als die vorderen. Auf unseren ausgedehnten Reisen durch das Middleburg, Lydenburg und den Distrikt von Pretoria diente der Wagen uns beiden als Wohn- und Schlafräum. Ich verstaute darin ausserdem noch diejenigen Waren, die unter der Sonne oder

dem Regen gelitten hätten: Trauben und getrocknete Früchte, Tabak und Biskuits, die Ballen Tuch und die per-sischen Umschlagtücher, die Schmuckartikel und den Flitterstaat, der das Entzücken der Burendamen und noch mehr der Kaffernweiber ausmachten. Auf den hinteren Karren waren unter einfachen Decken die Fässer voll Essig oder Schnaps, die Bambuspeitschen, das Sattel- und Zaumzeug, Geschirr, Spitzhacken, Schaufeln, Küchengerät und hundert andere Artikel verladen.

Wenn wir an einem Halteplatz ankamen, so war es meine Aufgabe, die Maulesel auszuspannen, Holz und Wasser zu holen, Feuer zu machen und das Essen zu bereiten. Keinen grösseren Faulpelz gab es vor dem Ewigen als meinen Meister! Mit seinem Spitzbart, seiner Nase, die gebogen war wie der Henkel einer Tasse und seinen langen Haaren, aus denen die Schuppen auf seinen Rockkragen fielen, flösste er mir nur wenig Respekt ein. Ich gehorchte ihm ohne viel Eifer, und liess ihn schreien. Im übrigen behandelte er mich ziemlich anständig, abgesehen davon, dass er unter Dutzenden von Vorwänden meinen Lohn zu schmälern wusste, den er jeweils direkt meinem Vater aushändigte.

Wir fuhren von einer Farm zur anderen, durch das «veld», die Landschaft des Transvaal, baumlosen natürlichen Prärien von unermesslicher Weite. Im Sommer liegen sie grün da, während der trockenen Winterzeit rot, ausgedörrt und wüst. An manchen Stellen weiden grosse Herden von Ochsen, Schafen und Ziegen; anderswo wieder ist die Steppe bedeckt von dichtem Buschwerk aus dornigem Mimosengestrüpp. Dieser Teil der Prärie heisst «Bushveld».

Glauben Sie mir: es ist kaum möglich, sich einen Begriff von dieser unendlichen Öde zu machen, die sich unter einem brütendheissen, während acht Monaten des Jahres unerbittlich wolkenlosen Himmel ausbreitet, wobei die Atmosphäre so durchsichtig bleibt, dass die blauen Wellenlinien der in dreissig oder vierzig Kilometer Entfernung verlaufenden Hügelketten in die nächste Nähe gerückt erscheinen.

(Fortsetzung folgt)



## BERNER WOCHE Almanach

**745 000 Radiobesitzer —  
ebensoviele Kritiker?**

Der Radio, als eine der modernsten Errungenschaften in der neuern Zeit, hat zweifellos die Welt ohne Grenzen erobert und steht als Diener zum Menschen. Wie weit heute diese Aufgabe erfüllt wird, sei hier nicht näher untersucht, doch wissen wir, dass der Radio gar vielen Leuten zu einem vertrauensvollen Freunde geworden ist. Schon etliche Stunden haben wir mit ihm verbracht. Sie, als Radiobesitzer oder auch nur als gelegentlicher Zuhörer, haben sich an den Klängen einer rassigen Musik köstlich amüsiert, allein oder in Gesellschaft, sie sind durch Vorträge in die weitesten Länder gereist, haben zahlreiche wissenschaftliche Aufschlüsse erhalten, oder haben durch den Nachrichtenendienst die neuesten Ereignisse

in der Welt erfahren. Sicher sind sie dabei einmal auf den Gedanken gekommen, dass dieser kleine Apparat in der Zimmerecke ein wahres Schatzkästlein darstellt. Und nur unter uns gesagt, manchmal gibt es sogar Streit, wenn viele Hörer um den Radio sitzen, deren Interessen sich nach gar vielen Programmen richten möchten! In der Schweiz gibt es gegenwärtig ungefähr 745 000 Radiobesitzer. Das bedeutet, dass das Interesse am Radio ausserordentlich gross ist und die Zahl immer noch steigt. Was hören nun alle diese Radiofreunde am liebsten? Diese Frage hat schon manche «Radiodebatte» heraufbeschworen, und es scheint, dass dieses Problem nicht so rasch eine zufriedenstellende Lösung findet. Auf der einen Seite ist es sicher, dass ein Programm nicht nach allen Wünschen zusammengestellt werden kann, und auf der andern Seite ist es so, dass «agsüber, körperlich wie geistig arbeitende Radiohörer am Abend eine gute Unterhaltung als Entspannung für das Zweckmässigste ansieht. Dann gibt es wieder Leute, die haben nur ganz kurze Zeit für den Radio übrig, oder solche, die sich nur für spezielle Sendungen interessieren. Wenn wir an dieser Stelle

eine kurze Antwort erteilen, so lautet sie:

*Am liebsten hört man alles das, was das Programm für die Freizeit Gemütliches bietet.*

### Das Telephon in der Eisenbahn

In kurzer Zeit soll es möglich sein, von britischen Expresszügen aus nach Hause oder ins Geschäft telephonieren zu können. Bei kürzlich gemachten Proben spezialisierter Techniker stellte sich heraus, dass das Zugpersonal mit Hilfe von Radiotelephonen sich von einem Wagen zum andern unterhalten konnte, obschon der Zug in Bewegung war. Die Angelegenheit ist jetzt schon so weit entwickelt, dass von einer Zentrale aus an einen speziell dazu ausgerüsteten Eisenbahnwagen, der über viele Kilometer weit weg irgendwo dahinfährt, Gespräche geführt werden können. Der Empfang war ausgezeichnet, so dass es als beschlossene Sache betrachtet werden darf, dass die grossen Schnellzüge nach dem Kriege alle mit Radiotelephonen ausgerüstet werden. Wahrscheinlich würden die Schweizerischen Bundesbahnen dieser Neuerung bald folgen.

Ti.